

Jüdisch-christliches Erbe besser vermitteln

In Lengnau und Endingen harrt ein Kulturgut von nationaler Bedeutung der Entdeckung

Unter Federführung des Kantons Aargau wird ein Konzept erarbeitet, wie die Zentren des jüdischen Lebens in der Schweiz attraktiver dargestellt werden können. Dabei zählen die Initianten auch auf die Unterstützung durch den Bund.

Erich Aschwanden, Lengnau

Am Anfang stand eine Kolumne, die der Publizist Roy Oppenheim im März 2013 in der Lokalzeitung «Surbtaler» veröffentlichte. Der Publizist bemängelte, das Dorfmuseum seiner Wohn-gemeinde Lengnau gehe kaum auf die jüdische Vergangenheit der Gemeinde ein. Unzufrieden zeigte er sich auch mit dem lokalen Gewerbe. Obwohl jedes Jahr mehrere tausend Leute den Jüdischen Kulturweg Endingen-Lengnau besuchten, hätten Restaurants und Geschäfte bisher keine jüdischen Spezialitäten in ihr Sortiment aufgenommen.

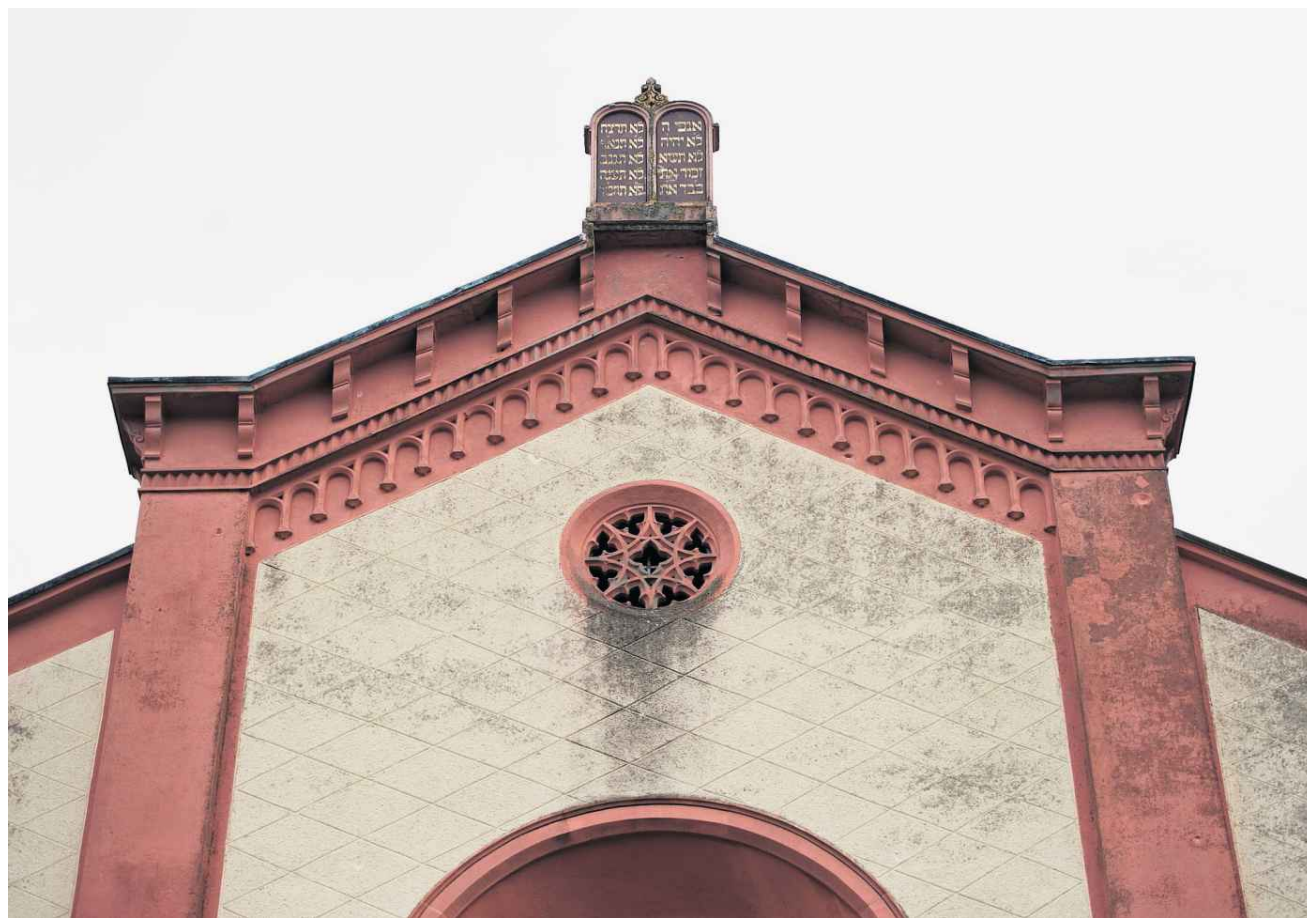
Jüdisches Rütli

Mit seinem Artikel hat der aus einer jüdischen Familie stammende Oppenheim einen Prozess angestossen, an dessen Ende die bessere Vermittlung des einmaligen Erbes in Endingen und Lengnau stehen soll. Unter Federführung des Kantons Aargau fand im Juli eine Kick-off-Veranstaltung mit Vertretern der beiden Gemeinden, jüdischen Organisationen und weiteren Interessierten statt. Dort wurde der Startschuss für das Projekt «Doppeltür» gegeben. Die Agentur «imRaum» arbeitet nun bis Mitte 2015 ein Konzept aus, wie dieses wenig bekannte Kapitel der Schweizer Geschichte der Bevölkerung wieder stärker ins Bewusstsein gebracht werden kann.

Während fast 300 Jahren bildeten nämlich die beiden Bauerndörfer im Norden des Aargaus das Zentrum jüdischen Lebens in der Schweiz. Oppenheim nennt es «das Rütli der Schweizer Juden». Zwischen 1623 und 1633 wurden die Juden, unter ihnen viele Flüchtlinge aus dem Dreissigjährigen Krieg, aus den Schweizer Städten vertrieben und in Lengnau, in der damaligen Grafschaft Baden, angesiedelt. Ab 1678 liessen sie sich auch in der Nachbargemeinde Endingen nieder. Die Eidgenossenschaft delegierte das Problem gewissermassen an den Kanton Aargau und dieser wiederum an zwei vor allem von katholischen Bauern bewohnte Dörfer.

Zwangsansiedlung

Die Menschen jüdischen Glaubens durften weder Landwirtschaft betreiben noch ein Handwerk ausüben. Ihren Lebensunterhalt verdienten sie vor allem als Händler an der Messe in Zur-



Mitten im ländlich geprägten Endingen zeugt die Synagoge vom jüdischen Leben in diesem Dorf.

SIMON TANNER / NZZ

zach und dem Markt in Baden. Seit dem Jahr 1776 durften sich alle Juden ausschliesslich im Surbtal niederlassen. Während der Nacht mussten sie sich innerhalb der Ortschaften aufhalten, was ihren Aktionsradius stark einschränkte. Erst zwischen 1866 und 1874 erhielten die Juden nach und nach die vollständige Gleichberechtigung und damit Niederlassungs- und Religionsfreiheit. Viele Familien zogen in die grossen Städte. Heute leben hier nur noch wenige jüdische Einwohner.

Symbiose der Religionen

Das Zusammenleben zwischen den Vertretern der beiden Religionen verlief keineswegs spannungsfrei. Wiederholt versuchte die christliche Bevölkerung, die Juden zu vertreiben. 1802 kam es im sogenannten Zwetschgenkrieg sogar zu einem Pogrom. Trotzdem entwickelte sich während der rund 250 Jahre eine jüdisch-christliche Symbiose, die tiefe Spuren hinterlassen hat. «In den letzten Jahren wurde es verpasst, diese Geschichte aufzuarbeiten. Dies wollen wir nun nachholen», betont Roy Oppenheim. In den umliegenden Ländern sei dies in den letzten Jahren geschehen.

In der Schweiz übernimmt nun der Kanton Aargau eine aktive Rolle. «Die beiden Dörfer sind von europäischer Bedeutung», konstatiert Thomas Pauli, Leiter der Abteilung Kultur im Departement Bildung, Kultur und Sport. Wie kaum an einem anderen Ort sei hier das

Landjudentum in langer Kontinuität sichtbar. «Man kann also ausgezeichnet Fragen der Toleranz thematisieren und verfolgen, wie der Umgang mit Minderheiten ist», betont Pauli. Da es sich um ein Kulturgut von nationaler Bedeutung handle, werde man sicher auch auf den Bund zugehen. Vorerst hat der Kanton Aargau 40 000 Franken zur Ausarbeitung des Konzepts aus dem Swisslos-Fonds gesprochen. Auch wird es wichtig sein, einen guten Weg zu finden, wie die neuen Aktivitäten finanziert werden.

Noch ist völlig offen, wie das Konzept «Doppeltür» schliesslich aussehen wird. Ein jüdisches Museum im eigentlichen Sinn wird es nicht geben. Ein solches existiert bereits in Basel. Das Surbtal ist voll von einmaligen Kulturdenkmälern, die es besser zu erschliessen gilt. So erhielt die Synagoge in Endingen ein Uhrwerk und eine Glocke, da es im Dorf keine christliche Kirche gab.

Wachsendes Interesse

Weltweit einzigartig ist das Prinzip «Doppeltür», welches dem nun initiierten Projekt den Namen gab. Viele Häuser in Endingen und Lengnau haben zwei Eingänge. Mit dieser Lösung wurde die Bestimmung umgangen, dass Juden und Christen nicht beieinander wohnen sollten. Juden boten sich bauwilligen Christen als Geldgeber an und mieteten anschliessend einen Hausteil.

Von null müssen die Initianten nicht beginnen, nimmt das Interesse an jü-

discher Kultur doch ständig zu. Der 2009 von der ehemaligen Bundesrätin Ruth Dreifuss eröffnete Jüdische Kulturweg zwischen Lengnau und Endingen zieht immer mehr Besucher an. Die Nachfrage nach Führungen kann kaum bewältigt werden. Seit etwa 20 Jahren ist die Synagoge Lengnau von Mai bis September am Sonntag für die Öffentlichkeit zugänglich. Vorher hätten sie wie Fremdkörper in den Dörfern gewirkt, stellt Oppenheim fest. Auch Besichtigungen des jüdischen Friedhofs sind möglich.

Zum gesteigerten Interesse vor allem bei Menschen christlichen Glaubens hat auch der 2006 erschienene Erfolgsroman «Melnitz» beigetragen. Autor Charles Lewinsky lässt seine jüdische Familiensaga 1871 in Endingen ihren Anfang nehmen. Am 3. August finden in Endingen mehrere Veranstaltungen zum Thema «Umgang mit Minderheiten» statt, darunter ein literarischer Spaziergang an Schauplätzen von «Melnitz».

Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) ist am Projekt nicht direkt beteiligt, verfolgt die Bemühungen aber mit grossem Interesse, wie Geschäftsleitungsmitglied Francine Brunschwig erklärt. Sie stellt fest, dass in der Schweiz generell ein grosses Interesse an jüdischer Kultur bestehe. «Von den momentan leider wieder stark zu hörenden antisemitischen Tönen darf man sich bei solchen Projekten nicht bremsen lassen», sagt Brunschwig.

«Die Stimmung ist gefährlich»

Antisemitismus in der Schweiz

Gehen im Nahen Osten die Wogen hoch, wird auch der Antisemitismus sichtbarer – besonders in sozialen Netzwerken. Jetzt schalten sich Schweizer Politiker ein und warnen vor dessen neuer Salonfähigkeit.

flj. Bern · «Nur ein toter Jude ist ein guter Jude»; «Wir müssen die Juden ausrotten»; «Hitler soll da weitermachen, wo er aufgehört hat»: Es sind schockierende Aussagen, welche im Vorfeld der Solidaritätskundgebung für Palästina Mitte Juli in Zürich auf Facebook gemacht wurden. Jemand rief dazu auf, die Demonstration ins «Judenviertel» zu verlegen und dort Gewalttaten zu begehen. Dass antisemitische Parolen während Kriegshandlungen im Nahen Osten zunehmen, ist nicht neu. Doch der Hass habe neue Dimensionen erreicht, beklagen jüdische Organisationen wie der Schweizerische Israelitische Gemeindebund. Auffällig ist auch, dass viele der Absender obiger Äusserungen junge Leute türkischer, albanischer, kosovarischer oder arabischer Herkunft sind. Martine Brunschwig Graf, Präsidentin der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, spricht von einer «gefährlichen Stimmung». Die hemmungslosen Aussagen und die Aufrufe zur Gewalt seien nicht tolerierbar.

Tiefere Hemmschwelle

Trotz diesen besorgniserregenden Tendenzen blieben Schweizer Politiker bisher merkwürdig ruhig. Doch jetzt melden sich zwei Zürcher Bundespolitiker zu Wort: der jüdische SP-Nationalrat Daniel Jositsch sowie Felix Gutzwiller, FDP-Ständerat und Präsident der Ausserpolitischen Kommission. «Es scheint so, als wäre der Antisemitismus wieder salonfähig», sagt Jositsch. Die Hemmschwelle für antisemitische Äusserungen sei tiefer geworden. Deshalb müsse sich die Politik jetzt einschalten. Felix Gutzwiller teilt diese Meinung. Es gelte, klare Grenzen zu setzen. Kritik an Israel sei zwar legitim, aber es brauche eine klare Absage an den Antisemitismus.

Martine Brunschwig Graf, ehemalige FDP-Nationalrätin, erhofft sich ebenfalls mehr Engagement vonseiten der Politik. Strafrechtliche Verfahren, wie sie jetzt teilweise gegen die Urheber der antisemitischen Parolen eingeleitet wurden, reichen nicht. «In ihren Reden zum 1. August haben die Politiker nun Gelegenheit, klar Stellung zu beziehen gegen jegliche Form von Rassismus und Antisemitismus», sagt sie.

Auffällig ist vor allem das Schweigen derjenigen – meist linken – Politiker, die sich sonst den Kampf gegen Rassismus auf die Fahne geschrieben haben. Immerhin hat sich Daniel Vischer, Nationalrat der Grünen und Teilnehmer an der Pro-Palästina-Demonstration in Zürich, öffentlich vom Antisemitismus im Umfeld der Kundgebung distanziert. Dennoch gibt Daniel Jositsch zu bedenken, dass politische Akteure, die sich in dieser Thematik engagierte, eine besondere Verantwortung tragen, keine zusätzlichen Emotionen zu schüren.

Empirische Daten fehlen

Ob der Antisemitismus hierzulande tatsächlich zugenommen hat, lässt sich nicht objektiv beurteilen. «In der Schweiz fehlt dazu eine seriöse empirische Datenbasis. Wie in anderen Ländern Europas müsste längst ein glaubwürdiges Rassismus- und Antisemitismus-Monitoring eingeführt werden», sagt Yves Kugelmann, Chefredaktor des jüdischen Wochenmagazins «Tachles». Latenten Antisemitismus gebe es in der Schweiz seit je. Während Nahostkrisen werde er immer wieder sichtbar. Im jüngsten Gaza-Konflikt spielten aber soziale Netzwerke eine grössere Rolle als früher. «Vermutlich hat der Antisemitismus kaum zugenommen», so Kugelmann, «aber er verändert sich laufend in Form und Absender.»

«Wir Schweizer sind generell nicht sehr geschichtsbewusst»

Charles Lewinsky hat mit «Melnitz» das Surbtal zu einem Schauplatz der Weltliteratur gemacht

Im Aargau bemüht man sich, das Zusammenleben mit einer religiösen Minderheit zu thematisieren. Der Schriftsteller Charles Lewinsky findet dies manchmal fast übertrieben.

Ihr Roman «Melnitz» spielt in den Dörfern Endingen und Lengnau. Welche persönliche Beziehung haben Sie zu diesem Zentrum jüdischen Lebens in der Schweiz?

Ein Teil meiner eigenen Familie stammt aus Endingen – darum habe ich das Buch dort angesiedelt und nicht in Lengnau. Zwischen den beiden Orten scheint es eine traditionelle Kabbel-Beziehung gegeben zu haben, ein bisschen wie zwischen Zürich und Basel. Meine Grossmutter war zum Beispiel fest davon überzeugt, dass die Leng-



«Wir erinnern uns lieber an Mythen als an unsere Vergangenheit.»

Charles Lewinsky
Schriftsteller

nauer alle geizig seien. Sie hatte sogar ein Sprichwort dafür: «In Lengnau fragt man, in Endingen gibt man.»

Welche Spuren dieses fast vergessenen Teils der Schweizer Geschichte haben Sie bei Ihren Recherchen entdeckt?

Ich bin auf manches gestossen, das mir persönlich neu war. Vom sogenannten Zwetschgen- oder Bändeli-Krieg, dem letzten Pogrom in der Schweiz,

hatte ich im Geschichtsunterricht nie etwas gehört.

Was sagt die Tatsache aus, dass dieses Erbe über den Umgang mit jüdischen Minderheiten in der Schweiz fast vergessen gegangen ist?

Wir Schweizer sind generell nicht sehr geschichtsbewusst. Wir erinnern uns lieber an unsere Mythen als an unsere wirkliche Vergangenheit. Über den Umgang mit Minderheiten sagt dieses Verhalten eigentlich nichts aus. Man möchte als Jude ja auch nicht ins historische Museum eingesperrt werden.

Warum hat es so lange gedauert, bis Politik, Wissenschaft und Kultur sich für dieses Thema zu interessieren begonnen haben?

Vielleicht, weil zuerst ein sicherer zeitlicher Abstand abgewartet werden musste – so wie es auch mit der eidgenös-

sischen Fremdenpolitik während der Hitlerzeit der Fall war.

Was würden Onkel Melnitz und die Familie Meijer dazu sagen, dass das jüdisch-christliche Kulturerbe nun aufgearbeitet und einer breiten Bevölkerung zugänglich gemacht werden soll?

Onkel Melnitz, der ewige Pessimist, würde wohl grummeln: «Erinnert euch, so viel ihr wollt, es wird doch nichts ändern.» Die Familie Meijer würde sich darüber freuen, dass auch ihre Familiengeschichte zu einem selbstverständlichen Teil der Schweizer Geschichte wird.

Was sagt der Schriftsteller Charles Lewinsky zu diesen Bemühungen?

Manchmal finde ich sie fast ein bisschen übertrieben. So richtig angekommen ist man erst, wenn niemand mehr es für nötig hält, sich um einen zu bemühen.

Interview: ase.